



HAL
open science

Über dargestellte Methodologie und angewandte Methode in Fichte's Eignen Meditationen über Elementarphilosophie

Max Marcuzzi

► **To cite this version:**

Max Marcuzzi. Über dargestellte Methodologie und angewandte Methode in Fichte's Eignen Meditationen über Elementarphilosophie. Fichtes Entdeckung der Subjektivität, 2018, Wittenberg, Germany. hal-01794904

HAL Id: hal-01794904

<https://hal.science/hal-01794904>

Submitted on 18 May 2018

HAL is a multi-disciplinary open access archive for the deposit and dissemination of scientific research documents, whether they are published or not. The documents may come from teaching and research institutions in France or abroad, or from public or private research centers.

L'archive ouverte pluridisciplinaire **HAL**, est destinée au dépôt et à la diffusion de documents scientifiques de niveau recherche, publiés ou non, émanant des établissements d'enseignement et de recherche français ou étrangers, des laboratoires publics ou privés.

Über dargestellte Methodologie und angewandte Methode in Fichte's *Eigenen Meditationen über Elementarphilosophie*.

Max Marcuzzi, AMU, EA 3276 IHP.

In den folgenden Überlegungen wird gefragt, welches Verhältnis zwischen angegebener Methodologie und tatsächlich angewandter Methode am Anfang der *Eigenen Meditationen* zu finden ist. Anders gesagt: erkennt man in der von Fichte angewandten Methode die von Fichte angegebene Methodologie?

Die *Eigenen Meditationen* geben eine ziemlich präzise Darstellung ihrer Methodologie, das heißt, der Methode, die in den *Meditationen* zu befolgen ist. Sie kann also mit den konkreten Analysen von Fichte verglichen werden, um diese Analysen formal zu erklären. Symmetrisch geben die konkreten Analysen ein Beispiel davon, was in der Methodologie gemeint oder dargestellt ist.

Das Ergebnis wird sein, dass die Beschaffenheit des Denkens für die Anschauung so dunkel bleibt, wie die Beschaffenheit der Anschauung für das Denken. Deswegen ist es für die *Eigenen Meditationen* problematisch, wie Claude Piché zu sagen, dass die intellektuelle Anschauung als das Hauptorgan der Philosophie, als „science évidente“, als „klare Wissenschaft“, gelten könne, denn die Anschauung gibt keine begriffliche Klarheit, und der Begriff gibt nur, lokal gesehen, Deutungs-Vorschläge¹. Es scheint eher, dass man zwar zu einer *sicheren*, aber nicht zu einer klaren Wissenschaft kommen kann. Die Methodologie soll also dafür sorgen, dass wir zur sicheren Kenntnis kommen, ohne jedoch eine klare und umfassende Sicht vom Gegenstand der philosophischen Wissenschaft zu gewinnen.

I. Die Methode, die Fichte in den *Eigenen Meditationen* darstellt, entspricht dem Zweck, den er verfolgt: er hat vor, die allgemeinen Grundregeln des Gemüts zu finden. Diese Regeln sind die Bedingungen, unter denen ein Bewusstsein überhaupt möglich ist. Diese Regeln sollen gefunden werden, und dürfen nicht vorausgesetzt sein, wie es in der Tafel der Urteile in Kant's *Kritik der reinen Vernunft* der Fall ist.

Wie kommt man aber zu diesen gesuchten Regeln? Die Reflexion soll sich zuerst auf „gewisse Vorgänge in unsrer Seele“ richten, die in der Form von Sätzen übersetzt werden sollen (S. 23), um dann zu den Regeln zu gelangen. Man soll also zuerst von der richtigen Beobachtung der Vorgänge in unsrer Seele ausgehen. Doch diese Vorgänge dürfen nicht empirisch sein. Es sollen „reine intellektuelle Anschauungen“ sein (S. 24). Was durch reine intellektuelle Anschauung beobachtet werden soll, das ist was Reinhold die apriorischen „Formen des Vorstellungsvermögens“ nennt. Die Frage ist, wie man zu diesen Formen kommen kann. Dafür gibt Fichte zwei Gruppen von methodologischen Hinweisen, die zusammen seine Methodologie ausmachen.

¹ Claude Piché, *Kant et ses épigones*, Paris, Vrin, 1995, S.

Die erste Gruppe erklärt, wie man zur Anschauung kommt, und wie man dann von Anschauung zu Anschauung weiter geht. Die zweite Gruppe erklärt, was bei jeder Anschauung zu tun ist, um zur nächsten voranzukommen. Die erste Gruppe hat einen eher konstruktiven Sinn; die zweite hat einen eher hermeneutischen Sinn. Jede Gruppe besteht aus drei Momenten: die drei Momente der ersten Gruppe sind: „a.) es ist eine Anschauung hervorzubringen. b.) diese Anschauung ist nach einer Regel hervorzubringen welche aus vorhergegangenen Anschauungen entwickelt ist. c) aus dieser Anschauung ist wieder die Regel zur zweckmäßigen Hervorbringung der nächstfolgenden Anschauung zu entwickeln“. Die zweite Gruppe lautet: „1) Anschauung auf einen Begriff gebracht, um sie denken zu können. 2.) Daraus abgeleitete Regel für's folgende Experiment, aufgegebne Frage, die die Natur unsers Geistes beantworten soll. 3) Anschauung in ihre Formel übersetzt, oder auf ihren Begriff gebracht, u.s.w.“

Das erste Moment der ersten Gruppe gibt also an, dass man zuerst eine Anschauung hervorbringen soll. Fichte sagt: „1) Es ist eine Anschauung hervorzubringen“. Welche Anschauung, oder was für eine Anschauung hervorzubringen ist, wird nicht gesagt, und die Frage vom absoluten Anfang der Meditation bleibt in den methodologischen Angaben offen. Wir kommen später auf diesen Punkt zurück.

Fichte macht dagegen Angaben über die Art und Weise, wie er diese intellektuelle Anschauung versteht: „diese intellektuelle Anschauung gründet sich zum Teil <...> erst <...> auf vorhergegangene Äußerung der Spontaneität, des Denkens“ (S. 24).

Das würde bedeuten, dass bei der Suche nach den Formen des Vorstellungsvermögens eine intellektuelle Anschauung dieser Formen hervorgebracht werden soll. Zu diesem Zweck soll zunächst gedacht werden, denn die „intellektuelle Anschauung gründet sich zum Teil <...> erst <...> auf vorhergegangene Äußerung der Spontaneität, des Denkens“. Was für ein Denken soll es sein? Und was bedeutet hier „gründet sich“? Bedeutet es, dass die Anschauung das Denken anschaut, und hier würde die Anschauung aktiv sein, und das vorhergegangene Denken nur passiv? oder bedeutet es, dass das Denken die Anschauung hervorbringt? Er könnte beides bedeuten.

In *Kant et ses épigones* schlägt Claude Piché vor, die intellektuelle Anschauung als Selbstanschauung der Intelligenz in ihrer Tätigkeit zu verstehen (S. 138). Mit Verweis auf eine Stelle vom *System der Sittenlehre*, wo Fichte sagt, wir Philosophen seien „blosse Zuschauer einer Selbstanschauung des ursprünglichen Ich“ (S. SW IV, 39), versteht auch Martial Guéroult die intellektuelle Anschauung als eine Anschauung der Anschauung. An derselben Stelle vom *System der Sittenlehre* bezeichnet Fichte die intellektuelle Anschauung als Anschauung der „inneren absoluten Spontaneität, mit Abstraktion von der Bestimmtheit derselben“, und diese absolute Spontaneität ist diejenige, die „ursprünglich und wirklich, ohne Freiheit der philosophischen Abstraktion, in jedem Menschen vorkommt“ (a. a. O. 47). Als solche ist sie die wirkliche intellektuelle Anschauung, und die philosophische intellektuelle Anschauung wäre diese wirkliche Anschauung, nur „ohne die Bestimmung von dieser“. Sie behält nur die Form, das heißt, die Tat der wirklichen intellektuellen Anschauung, ohne die Bestimmtheit dieser Tat in

Kauf zu nehmen. Sie besteht also in einer Abstraktion, denn im Gegensatz zum „bestimmten“ wirklichen Denken denkt der Philosoph „abstrakt“. Wie wird aber durch diese Abstraktion die „blosse Form“ der wirklichen Anschauung angeschaut? Und was könnte in den *Eigenen Meditationen* dieser ursprünglichen und wirklichen Anschauung entsprechen?

Wenn wir den Text der *Sittenlehre* als Leitfaden nehmen, bedeutet „gründet sich“ im Satz „diese intellektuelle Anschauung gründet sich zum Teil <...> erst <...> auf vorhergegangene Äußerung der Spontaneität“, dass sich die philosophische Anschauung aktiv auf einen vorhergegangenen Akt der Spontaneität richtet, der dann, indem er eben vorhergegangen ist, vor ihr passiv steht. Dann sagt Fichte: „die Spontaneität bringt die Anschauung ihrem *Vorhandenseyn*, aber nicht ihrer *Beschaffenheit* hervor“ (S. 24). Wenn wir diese Stelle weiter am Leitfaden der *Sittenlehre* lesen, soll wieder die Anschauung das Subjekt sein, und der Satz bedeutet, dass sich die philosophische Anschauung auf die wirkliche Anschauung der Spontaneität richtet, um deren „bloße Form“ darzulegen, das heißt, nicht ihre Beschaffenheit, sondern nur ihr Vorhandensein. Wir erfassen das *dass*, aber weder das *wie* noch das *was*. Aber das bedeutet dann auch, dass die Anschauung umsonst geschieht, da sie die „Formen des Vorstellungsvermögens“ verfehlt. Also scheint die Lektüre am Leitfaden der *Sittenlehre* für die hiesige Stelle nicht die Richtige zu sein.

Wenn dann aber Fichte sagt: „ist nicht richtig gedacht worden, so wird auch die Anschauung unrichtig ausfallen“, scheint das zu bedeuten, dass das Denken doch die Beschaffenheit der Anschauung bestimmt, auf die Art und Weise, dass diese nach jenem richtig oder unrichtig ausfallen kann. Wie es J. Stolzenberg notiert, der Satz „ist nicht richtig gedacht worden, so wird auch die Anschauung unrichtig ausfallen“ bedeutet wortwörtlich „dass ein falscher Gedanke eine falsche Anschauung erzeugt“². Aber wenn man den vorigen Satz hinzufügt, kann man mit J. Stolzenberg den Satz so deuten, dass „wenn falsch gedacht wird, fällt auch die Anschauung unrichtig aus; ob aber falsch gedacht worden ist, und ob die Anschauung unrichtig ausfällt, ist gar nicht zu entscheiden“³. Also würden sich die zwei Sätze nicht widersprechen, sondern sie würden sich gegenseitig bestimmen. Man soll gleichzeitig verstehen, dass die Anschauung vom Denken bestimmt wird, und dass wir diese Bestimmtheit jedoch nicht wahrnehmen können.

Es gibt aber andere Deutungsmöglichkeiten. Alternative Deutungsmöglichkeit 1. Man kann den Deutungsvorschlag machen, dass wir die Spontaneität vom Denken unterscheiden sollen, obwohl beide das gleiche sind, aber unter zwei verschiedenen Aspekten betrachtet. Die Spontaneität wäre im Satz „die Spontaneität bringt die Anschauung ihrem *Vorhandenseyn*, aber nicht ihrer *Beschaffenheit* hervor“ der reine Akt des Denkens, abgesehen davon, was gedacht wird, und demzufolge wäre die Anschauung, die das Denken reflektiert, tatsächlich beschaffenheitslos. Die Anschauung erreicht nur das reine *dass* der Spontaneität, da sie tatsächlich davon bewusst ist, dass gedacht wird,

² J. Stolzenberg, *Fichtes Begriff der intellektuellen Anschauung*, Stuttgart, Klett-Cotta, 1986, S. 52; J. G. Fichte, *Gesamtausgabe*, Band II, 3, *Nachgelassene Schriften 1793-1795*, Stuttgart, Frommann-Holzboog, 1971, S. 24.

³ J. Stolzenberg, S. 53.

und ist sich so des „Vorhandensein“ des reinen Denk-Aktes bewusst, aber sie erreicht nicht nicht das *was*, da sie das Wesen der Spontaneität nicht erkennt.

Wenn dann aber Fichte sagt, „ist nicht richtig gedacht worden, so wird auch die Anschauung unrichtig ausfallen“ würde er nicht mehr die reine spontane Tat des Denkens meinen, sondern einen bestimmten Gedanken, der die Anschauung aktiv bestimmt. Und falls dieser Gedanke falsch sein sollte, würde die Anschauung auch falsch sein. Aber das sollte bedeuten, dass der Inhalt des Gedachten von der Anschauung reflektiert wird, so dass sie richtig oder falsch sein kann, je nachdem das entsprechende Denken richtig oder falsch war⁴.

Kommen wir jetzt zur alternativen Deutungsmöglichkeit 2. Die von Isabelle Thomas Fogiel und Anne Gahier gegebene französische Übersetzung dieser Stelle schlägt vor, den Satz „ist nicht richtig gedacht worden, so wird auch die Anschauung unrichtig ausfallen“ als Frage zu verstehen, wodurch die Schwierigkeit in der Tat entfernt würde: „Dès lors, si l'on n'a pas pensé d'une manière exacte, l'intuition ne sera-t-elle pas également inexacte?“⁵ – Der Satz würde sich als Frage so verstehen: ist nicht richtig gedacht worden, soll die Anschauung dann unrichtig ausfallen?, im Sinne von: soll etwa die Anschauung nicht unrichtig ausfallen, wenn nicht richtig gedacht worden ist? Oder noch: angenommen man hätte falsch gedacht, sollte die Anschauung dann nicht unrichtig ausfallen? Und der nächste Satz wäre als Fichtes Antwort auf diese Frage zu verstehen: nein, die Anschauung fällt nicht unrichtig aus, wenn nicht richtig gedacht worden ist, denn „die Spontaneität bringt die Anschauung ihrem *Vorhandensein*, aber nicht ihrer *Beschaffenheit* nach hervor“. Dadurch wird ausgeschlossen, dass die Anschauung unrichtig ausfallen könnte, weil falsch gedacht worden wäre, denn die Richtigkeit oder Falschheit des Denkens ist hier ohne Bedeutung. Die Anschauung gibt keine Auskunft über den Inhalt des Gedankens. Was nun bedeuten würde, dass immer richtig ist, *dass* etwas in seinem Vorhandensein von der Spontaneität gesetzt worden ist, aber damit ist nicht gegeben, *was* da in seiner Beschaffenheit vorhanden ist. Und deshalb kann diese Beschaffenheit nicht in der Anschauung „gleichsam abgelesen werden“, wie J. Stolzenberg sagt⁶. Diese Lektüre würde sich also am Ende mit der zweiten Deutungsmöglichkeit decken. Wie aber sollen wir uns zwischen den verschiedenen Deutungsmöglichkeiten entscheiden?

Vielleicht ist zu diesem Zweck behilflich, dass wir jetzt unseren Blick auf die konkrete Ausführung der Methode richten. Dort sehen wir, dass tatsächlich eine spontane Denk-Tätigkeit zu finden ist, und zwar das Bewusstsein, dass sich die Intelligenz selbst als ein Ich reflektiert. Das ist mehr oder weniger der Anfangspunkt der *Meditationen*. Die Frage ist, ob das zu den methodologischen Angaben passt und dann auch, ob der wirkliche Fortgang dabei helfen kann, die dunklen Stellen der Methodologie zu erklären und zwischen den Deutungsmöglichkeiten zu wählen.

⁴ S. 24.

⁵ Fichte, *Doctrin de la science Exposé de 1912*. Paris, PUF, 2005, S. 46.

⁶ J. Stolzenberg, S. 55. Dieses Zitat bezieht sich bei J. Stolzenberg auf Reinhold, gilt aber auch und vor allem für Fichte.

Es geht darum, eine Anschauung hervorzubringen, die sich zum Teil auf eine vorhergegangene Äußerung der Spontaneität gründet. Ist das Bewusstsein, dass sich die Intelligenz selbst als ein Ich reflektiert, eine Anschauung, die sich zum Teil auf eine vorhergegangene Äußerung der Spontaneität gründet? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir diese Anschauung genauer bestimmen. Was für eine Anschauung wird hervorgebracht? Die Antwort wird nicht unmittelbar gegeben, denn wortwörtlich fängt die Meditation nicht mit einer Anschauung an, sondern mit einem Satz, dem „Satz vom Ich“. Und man sieht, dass Fichte zögert und sich fragt, ob er mit dem Satz anfangen soll oder mit einer Anschauung. Das entspricht der zweideutigen methodologischen Angabe, dass man mit einer Anschauung anfangen soll, aber die Anschauung gründet sich auf ein Denken. So fragt sich, ob der Anfang beim Denken oder bei der Anschauung stattfindet. Wir sind hier in einen Zirkel geraten, aus dem es unmöglich ist „herauszugehen“, wie es Fichte feststellt (S. 25).

Die Lösung des Zirkels besteht zunächst darin, dass Fichte das Denken und die Anschauung zusammenfügt, indem er sagt, „das Ich ist anschaulich“ (S. 27). Das erste Hervorbringen der ersten Anschauung ist das Hervorbringen der Anschauung vom Ich, bzw. das Bewusstsein vom anschaulichen Ich. Das, was hier angeschaut wird, wäre also das Ich selbst als Faktum, also das Ich in seinem *Vorhandenseyn*. Soll es nun auch bedeuten, dass das Ich nicht in seiner *Beschaffenheit* gefasst wird? Fichte sagt dazu, man solle hier noch „nicht denken, sondern nur anschauen“. Man kann das aber vielleicht nicht so eindeutig behaupten, denn einerseits weiß man tatsächlich noch nicht, was ein Ich ist, und diesbezüglich wird man der Beschaffenheit des Ichs nicht bewusst. Aber andererseits weiß man, dass es ein Ich ist, und deswegen sagt Fichte, dass man demjenigen nicht erklären kann, was das Ich ist, der es im Voraus nicht wüsste. Also muss er es schon wissen. Deswegen ist nicht sicher, dass der Unterschied zwischen Denken und Anschauung hier so streng angenommen werden kann. Denn, wenn Fichte sagt, man kann die Anschauung vom Ich nicht demjenigen erklären, der sie nicht schon im Voraus verstehen würde, meint er nicht, dass sie keinen Sinn hat, sondern umgekehrt, dass der Sinn mit der Anschauung schon vorhanden ist. Jeder versteht mit seiner Selbstanschauung, dass diese ihn selbst zum Bewusstsein bringt. Wer es nicht verstehen würde, könnte, wie Fichte sagt, „keinen Anspruch machen zu philosophieren“ (S. 27).

Was bedeutet das? Es bedeutet, dass Fichtes Methodologie den Anfang der Meditationen nicht gleich berücksichtigt hat, was zu Folge gehabt hat, dass er nicht gesehen hat, dass es – zumindest methodologisch gesehen – zwei Sorten von Anschauungen gibt. Seine Methodologie gilt bis jetzt aber nur für die zweite Sorte, das heißt, nicht für die erste Grundanschauung, das heißt für die Anschauung vom Ich, sondern nur für die folgenden Anschauungen. Fichte hat hier als eins betrachtet, was Descartes in der Dritten Regel seiner *Regeln zur Ausrichtung der Erkenntniskraft (Regulae ad directionem ingenii)* als zwei vorgestellt hat: die intellektuelle Anschauung, die durch ihre Einfachheit gekennzeichnet ist, und die Deduktion, die eine konstruierte Anschauung ist. Descartes sagt, dass jedes Wissen eine Serie bildet, deren erster Moment ein Absolutes ist. Und das wirklich Absolute im Wissen ist eben die intellektuelle Anschauung. Die nächsten Elemente der Serie sind dagegen für Descartes alle Deduktionen, die aus einem

anderen Element geschlussfolgert werden, das schon vorher angeschaut worden ist. Es bildet sich so eine Serie von Anschauungen, die vom Gedächtnis in ihrer Zusammensetzung behalten werden.

Die tatsächlich vorgeführte Grundanschauung – also die Anschauung vom Ich – schiebt einen Teil des vorhin erwähnten Problems von der Beziehung der Anschauung zum Denken beiseite, denn für sie gilt der Hinweis nicht mehr, dass sie auf eine von ihr verschiedene vorhergegangene Äußerung der Spontaneität gründet; für sie gilt auch nicht, dass sie falsch ausfallen könnte, wenn falsch gedacht worden wäre, denn hier kann man nicht falsch denken. Fichte sagt: „unmittelbar ist jeder nur seines Ich sicher; denn nur das kann er anschauen“ (S. 28). Damit meint er, dass die äußeren Dinge problematisch bleiben. Aber für uns gilt hier vor allem, dass damit angegeben wird, dass man sich mit der Anschauung vom Ich nicht täuschen kann, denn jeder ist wohl der Anschauung seines eigenen Ichs sicher.

In der Abteilung über die logischen Regeln sieht Fichte also gleich das Problem des Zirkels, aber er drückt es nicht als Problem des Anfangs aus. Auf die Frage des Anfangs kommt er erst später im Text an, wenn er den Begriff des Beziehens analysiert und den vom Satz des zureichenden Grundes erwähnt (S. 48). Er fragt sich dann: „hängt alles in unserm Geiste an *Einer* Kette zusammen, oder giebt es mehrere Anfänge. – Oder hab' ich nur nicht recht angefangen: hätte ich dem Ich erst weiter nachspüren sollen.“ (S. 48). Er versichert dann, dass er doch den richtigen Anfang gewählt hat, aber der Schritt zum zweiten Satz bleibt problematisch. Das bedeutet, dass der zweite Satz nicht denselben klaren und deutlichen Status hat, wie der erste.

Die Frage vom zweiten Satz führt zum zweiten Moment der Methode, der die Art und Weise betrifft, wie die Anschauung entstehen soll. Fichte sagt: „2) diese Anschauung ist nach einer Regel hervorzubringen welche aus vorhergegangenen Anschauungen entwickelt ist“. Das kann zweierlei Bedeutungen haben. Entweder kann es bedeuten, a) dass die angegebene Anschauung nicht die erste ist, sondern sie ist irgend eine beliebige Anschauung in einer Reihe von Anschauungen, wo sie nach „vorhergegangenen Anschauungen“ vorkommt, und von der man willkürlich ausgeht, um dann zu den vorigen, oder womöglich zur ersten Grundanschauung zu gelangen. Oder es kann bedeuten, b) dass die eben studierte Anschauung doch die erste Grundanschauung ist, was aber dann als Folge hat, dass die „vorhergegangenen Anschauungen“ keine für den Philosophen schon bewussten Anschauungen sein können, sondern nur unbewusste Anschauungen, die diese Grundanschauung ermöglichen; also sind sie für den Philosophen unbewusste Bedingungen der Möglichkeit der ersten Grundanschauung, und das Wort „vorhergegangen“ soll nicht zeitlich, sondern logisch oder ontologisch verstanden werden: diese Anschauungen sollen stattfinden, damit die Grundanschauung stattfinden konnte, aber für den Philosophen sind sie noch virtuell, und er soll sie noch ausfindig machen. Dass sie für den Philosophen noch unbewusst sind bedeutet übrigens nicht, dass sie absolut unbewusst sind, dann sie können auf der Ebene von den „wirklichen Anschauungen“ auf ihrer Weise bewusst sein, aber ohne dass auf sie, als solche, reflektiert

worden wäre (so ist das Nicht-Ich bewusst, aber nicht als solches, also nicht in seiner philosophischen Bedeutung von einer Bedingung der Möglichkeit vom Ich).

Die Möglichkeit (a) würde bedeuten, dass Fichte als Anschauung irgendeine Anschauung inmitten des „reflectirenden Gangs“ (S. 25 Fußnote) der *Meditationen* annehmen würde, und sich fragen würde, wie sie entstanden ist, so dass er sie auf gewisse Anschauungen in der Vergangenheit zurückführen würde, die er schon bewusst und explizit vor dieser ersten Anschauung beobachtet hätte. Die Möglichkeit (b) würde dagegen bedeuten, dass Fichte mit der erst studierten Anschauung die *Meditationen* tatsächlich am notwendigen Anfang ihres Gangs annehmen würde, und dass die „vorhergegangenen Anschauungen“ Anschauung wären, die noch nicht vom Philosophen beobachtet worden sind, sondern nur im spontanen Vorgang des Geistes unbeobachtet stattgefunden haben. Das würde bedeuten, dass die „vorhergegangenen Anschauungen“, die im natürlichen Bewusstsein schon stattgefunden haben, vom Philosophen noch ausfindig gemacht und beobachtet werden sollen.

Beide Möglichkeiten sind theoretisch möglich, denn die erste weist auf vorige wirklich schon hervorgebrachte Anschauungen; und die zweite bedeutet, dass man vor der ersten Anschauung unbewusste Anschauungen voraussetzen soll, aus denen die passenden Regeln deduziert werden können, die die erste Anschauung ermöglicht haben. Eine Notiz Fichtes gibt an welche Möglichkeit die Richtige ist. Er sagt: „die ersten und höchsten Facta gelangen nicht zum Bewusstsein; <...> Die Aufgabe ist nur die, ein Experiment zu machen, woraus zum Bewusstseyn kommen muss, dass sie vorgegangen sind“ (S. 25 Fußnote). Damit wird bestätigt, dass die vorhergegangenen Anschauungen nicht vergangene Anschauungen sind, sondern unbewusste Anschauungen von unbewussten Facta, oder von unbewussten „Handlungsweisen des Gemüts“ (S. 43).

Durch dieses Übergreifen auf das Unbewusste wird der ganze Meditations-Prozess aus dem Verdacht des Empirismus geschützt, oder zumindest von einem Empirismus, wo nur zu beobachten wäre.

Weiter im Text bestätigt Fichte diese seine Aussage, wenn er sagt „Ich, u. Nicht-Ich sind selbst absolut bedingt“ (S. 48). Die Suche nach den „vorhergegangenen Anschauungen“ ist hier die Suche nach diesen Bedingungen des Ichs und des Nicht-Ichs. Auf der anderen Seite gibt sich Fichte aber auch die Anweisung „Gehe der Unbedingtheit des Ich nach“ (S. 48). Das Ich erscheint also je nachdem entweder als bedingt oder als unbedingt, denn wenn man es als Grundanschauung betrachtet, wo Sinn und Factum zusammen erscheinen, ist es unbedingt. Aber wenn man es als Factum betrachtet, dass nur unter gewissen Bedingungen stattfinden kann, ist es bedingt.

Das wird dann vom Fortgang der *Elementar Philosophie* selbst bestätigt. Da Fichte mit der Grundanschauung vom Ich anfängt, kann keine bewusst vor dieser Grundanschauung vorhererlebte Anschauung ausfindig gemacht werden, die hier philosophisch von Bedeutung wäre. Die Grundanschauung ist auch nicht nach einer Regel konstruiert worden, bevor sie als Factum gefunden worden ist, sondern sie soll theoretisch nach ihren Regeln nachkonstruiert werden, nachdem sie schon erst als Factum vorgefunden worden ist. Dementsprechend sind das Ich und die Ich-Anschauung

unbedingt. Aber was gesucht wird sind die Bedingungen der Möglichkeit dieser Ich-Anschauung. Wenn Fichte sagt „diese Anschauung ist nach einer Regel hervorzubringen welche aus vorhergegangenen Anschauungen entwickelt ist“ kann also das Wort „vorhergegangenen“ offenkundig nicht „passé“ im Sinne von dem, was in der Vergangenheit stattgefunden hat, wie es in der französischen Übersetzung steht. Es handelt sich eher um Momente, die allzusammen das Bewusstsein oder das „Gemüth“ (S. 21) ermöglichen.

Wenn man aber irgendeine Anschauung im Laufe der Meditationen betrachtet, soll man immer von ihr aus zu den vorigen Anschauungen zurückrücken können, aus denen sie entstanden ist. Also ist die erste Deutungsmöglichkeit vom Satz „diese Anschauung ist nach einer Regel hervorzubringen welche aus vorhergegangenen Anschauungen entwickelt ist“ auch richtig, aber sie entspricht den abgeleiteten Anschauungen, von denen es immer möglich ist, zu den vorhergegangenen Anschauungen zurückzugehen, und nicht der Grundanschauung vom Ich, die diesbezüglich „unbedingt“ ist. Hier ist noch einmal die Zweiheit vom Status der Anschauung deutlich.

Die Art und Weise, wie man aus der Grundanschauung vom Ich zu den „vorhergegangenen Anschauungen“ – als Bedingungen der Möglichkeit – kommen soll entspricht im Text das Setzen vom Nicht-Ich, was in diesem Kontext bedeutet, dass man ohne ein Nicht-Ich nicht zum Ich hätte kommen können. Also ist das Nicht-Ich die Bedingung der Möglichkeit vom Ich. Fichte sagt: „ohne Nicht-Ich habe ich keine Vergleichung“ (S. 48), denn „Um seinen Ich sich bewusst zu werden, muss man dasselbe von etwas unterscheiden können, das Nicht-Ich sey“ (S. 28). Man soll vergleichen, um unterscheiden zu können. Das ist hier die Regel, dank welcher man vom Ich zum Nicht-Ich gelangt, vom Bedingten zur Bedingung. Und dank dieser Regel wird das Nicht-Ich als notwendig gesetzt. Doch gelingt dies, ohne auf irgendeine Anschauung zurückzugreifen?

Die Frage ist nun herauszufinden, erstens, wie man zu solch einer Regel kommen soll oder kann, und zweitens, ob hier wieder ein Unterschied berücksichtigt sollen wird, zwischen Grundanschauung und abgeleitete Anschauung.

Fichte gibt folgende Regel: „Um seines Ich sich bewusst zu werden, muss man dasselbe von etwas unterscheiden können, das Nicht-Ich sey“ (S. 28). Der Satz wird in einer Randnote klargestellt: „Das Ich wird schlechthin, ohne alles Nicht-Ich angenommen. – Das intelligente Ich aber ist nur möglich durch ein Nicht-Ich. <...> Das absolute Nicht-Ich <...> wird nie Ich, u hängt nicht von uns ab. Mithin hängt unser intelligentes Ich von ihm ab“. Da wir das Ich nicht anders als ein intelligentes Ich kennen, ist es also immer vom Nicht-Ich abhängig. Die Frage ist, wie man zu dieser Regel kommt, und wie sie rechtfertigt ist. Fichte sagt: „Es kommt hier „unterscheiden“ vor: damit wird aber keineswegs ein Unterscheiden durch Begriff, sondern bloß durch die Anschauung verstanden. Eine Anschauung A. – Eine andere Nicht-A“ (S. 28). Also gründet die Regel direkt in der Anschauung, und braucht nicht erklärt zu werden: „Ferner wird Nicht-Ich vom Ich auch nicht durch Begriffe, sondern unmittelbar durch die Anschauung unterschieden“. Fichte scheint hier zu sagen, dass wir die Regel als eine unmittelbare Bedeutung der Anschauung erfahren, denn „Um seines Ich u. seiner Anschauung sich bewusst zu werden, pp. das lässt sich nicht beweisen“ (S. 28). Wenn wir nach dem Ursprung der Regel fragen, haben wir zwei Möglichkeiten: entweder ist die Regel

willkürlich aus dem Nichts erfunden, oder sie erscheint mit der Anschauung. Am Leitfaden unserer vorigen Analyse von der Ich-Anschauung, und mit Hilfe der Angaben, die Fichte hier über die Begriffslosigkeit der Nicht-Ich Regel gibt, ist offenbar die Nicht-Ich Regel, sowie die Grund-Bedeutung vom Ich, an der Grundanschauung vom Ich gebunden, und verlangt keine weitere Deutung.

Man könnte einwenden, dass Fichte, sich anscheinend widersprechend, dazu auch sagt „dass man nun um A anzuschauen, ein Nicht-A müsse anschauen können, - dass man nothwendig gedungen werde, es sich so zu denken, dass mithin der Gedankengang des Systems richtig sei – beruht auf dem Satz der Identität“ (S. 28). Aber der Satz der Identität, „A kann nicht zugleich Nicht-A seyn“ wird auch auf die Anschauung zurückgeführt, da nach Fichte dieser „Satz hier durch die Anschauung gegeben wird“ (S. 29). Eigentlich ist der Satz, „man müsse ein Nicht-A anschauen können um A anzuschauen“, der eine Bedingung ausdrückt, vom Satz, „A kann nicht zugleich Nicht-A sein“ verschieden, aber für unseren Zweck ist nur von Bedeutung, dass beide Sätze unmittelbar von der Anschauung gegeben sind.

Der dritte Moment der ersten Gruppe der Methode besteht darin, aus der Anschauung (sei es der ersten oder einer folgenden ist nicht gesagt) die nächstfolgende Anschauung hervorzubringen, und eine neue Regel zu diesem Zweck zu entwickeln, so dass man von Regel zu Regel und von Anschauung zu Anschauung fortschreiten kann. Aber die eben geführte Analyse zeigt, dass wir es hier je nach Anschauungstyp mit zwei verschiedene Situationen zu tun haben können. Die eine fordert, dass man eine Regel erfinde, und das ist zum Beispiel der Fall, wenn die Aufgabe darin besteht, die Beziehung vom Ich zum Nicht-Ich zu bestimmen. Die andere genügt sich damit, die Regel an der Anschauung abzulesen, wie es der Fall ist, wenn einfach das Ich und das Nicht-Ich gesetzt werden. In dieser Hinsicht ist der Satz vom Nicht-Ich genauso grundsätzlich, wie der Satz vom Ich: er verlangt keine Deutung und gibt keine Möglichkeit, unrichtig auszufallen.

Kommen wir jetzt zur zweiten Gruppe der methodologischen Anweisungen, die weiter erklärt, wie man von einer Anschauung zur anderen fortschreiten soll. Der erste Moment besteht darin, dass man die „1) Anschauung auf einen Begriff gebracht [haben soll], um sie denken zu können“. Dieser Moment der Methode beginnt also mit der Aufgabe, die Anschauung zu deuten, und hat dementsprechend einen hermeneutischen Sinn. Fichte deutet diesen Vorgang etwas weiter indem er sagt „Anschauung in ihre Formel übersetzt“ (S. 25). Wir haben aber gesehen, dass die erste Anschauung nicht auf ihren Begriff gebracht werden soll, da sie ihren Sinn schon bei sich trägt; sie braucht nicht gedeutet zu werden, da sie jeder Deutung zuvor kommt, wie es bei Descartes der Fall ist, bei dem die intellektuelle Anschauung in der schon erwähnten Dritten Regel von den *Regeln zur Ausrichtung der Erkenntniskraft (Regulae ad directionem ingenii)* die Sicht von einer intelligiblen Realität ist, die nicht nur in ihrem Vorhandensein („présent“) verstanden wird, sondern auch in ihrer Beschaffenheit, als Dreieck, Denken, Sein usw. Nach Descartes versteht man was ein Dreieck ist, ohne wissen zu brauchen, dass diese Kenntnis auch die Kenntnis vom Eck, von der Linie, von der Zahl drei, von der Form, vom Raum als Bedingung hat. Das Verständnis von solch einer Anschauung verlangt also

weder Deutung noch Erklärung, und in diesem Sinne haben die zwei ersten Anschauungen vom Ich und vom Nicht-Ich bei Fichte auch einen besonderen Status, weswegen ihnen ein besonderer Satz entspricht, ein Heischesatz oder Postulat (S. 28).

Worauf beziehen sich also diese methodologischen Angaben? Nur auf „Handlungsweisen des Gemüths“, die ihren Sinn nicht schon ursprünglich bei sich tragen. In diesem Fall besteht die Aufgabe darin, einen Sinn aus einer Anschauung zu deduzieren (oder eine Anschauung auf einen Begriff zu bringen), um daraus zu einer weiteren Anschauung fortzuschreiten. Solche provisorisch sinnlosen Handlungsweisen des Gemüths sind im Text diejenigen, die als Regeln dargestellt werden, ohne noch auf eine Anschauung zu Beruhen. Es sind die Handlungsweisen die stattfinden sollen, um die schon gegebenen Anschauungen zu ermöglichen. Das entspricht im Text der Suche nach der Beschaffenheit von dem, was die Beziehung vom Ich zum Nicht-Ich ermöglicht, was zu einem dritten Satz führt nach dem Satz vom Ich und dem Satz vom Nicht-Ich, der, weil er zuerst keine anschauliche Bedeutung hat, nur mit C und dann mit x bezeichnet wird. In diesem Fall haben wir es tatsächlich mit einem blinden Denken zu tun, den Fichte betont indem er nicht mit Worten, sondern mit bloßen Buchstaben überlegt.

Wie soll also aus dem Begriff (sei er ursprünglich gegeben, wie der Begriff vom Ich oder vom Nicht-Ich, oder sei er abgeleitet) eine Regel abgeleitet werden, die zur Bildung der nächsten Anschauung führen soll, wenn diese Regel nicht von der vorigen Anschauung selbst schon gegeben ist? Diese Aufgabe entspricht im Text der ganzen Arbeit über C und x, die dann, aber erst in einer zweiten Phase der Analyse, als Vorstellung und als Substanz und Kausalität gedeutet werden. Nun, es gibt aber eigentlich keine Regel, um eine Regel aus einem Begriff abzuleiten. Deswegen wird diese Regel-Bildung als „Experiment“ gedeutet (S. 25), was auch erlaubt, diesen Teil vom Meditations-Vorgang als transzendental-hermeneutischer Empirismus zu bezeichnen.

Wenn also Fichte sagt: „Die Anschauung beweist den Satz. Jeder Satz wird durch ein nach Regeln angestelltes Experiment mit der innern Anschauung bewiesen“ (S. 24) ist der Satz, vom dem hier die Rede ist, ein Satz, der nicht in einer vorhergegangenen Anschauung gründet oder ablesbar ist, sondern der von einer durch ein Experiment noch zu bildenden Anschauung zu rechtfertigen ist.

Da Fichte den Empirismus der reinholdischen Methode nicht annehmen will, soll seine Methode nicht darin bestehen, das Gegebene abzulesen (es sei denn, für die zwei Grundanschauungen), sondern sie soll das Gegebene deuten und wiederaufbauen. Es ist kein Beobachtungsempirismus, sondern ein Konstruktionsempirismus, der jedoch auf ein absolut Gegebenes beruht (die Ich-Anschauung). Dafür sollen aber die Konstruktions-Regeln gefunden oder erfunden werden. Wie sollen sie erfunden werden? Das zweite Moment der zweiten Gruppe der methodologischen Angaben erklärt worin das Experiment besteht: es besteht darin, eine Frage zu stellen, „die die Natur unseres Geistes beantworten soll“ (S. 25). Die erste Anschauung führt zu einer Fragestellung, wie zum Beispiel: worin besteht die Beziehung zwischen Ich und Nicht-Ich? Das blinde Buchstaben-Denken erdenkt dafür Beziehungs-Regeln (wie C und x) die dann womöglich von einer Anschauung tatsächlich bewiesen werden können.

Das dritte Moment der zwei methodologischen Anweisungsgruppen gibt dann den Hinweis an, dass wenn eine neue Anschauung konstruiert worden ist, der Vorgang von neuem wiederholt werden soll. Zuerst: „aus dieser Anschauung ist wieder die Regel zur zweckmäßigen Hervorbringung der nächstfolgenden Anschauung zu entwickeln“, und dann „Anschauung in ihre Formel übersetzt, oder auf ihren Begriff gebracht u.s.w.“, was das erste Moment der zweiten Gruppe wiederholt („Anschauung auf einen Begriff gebracht, um sie denken zu können“) (S. 25). Die hier gemeinten Anschauungen sind offenkundig abgeleitete Anschauungen, und keine Grundanschauungen, da sie einen Deutungs-oder-Übersetzungsprozess benötigen.

Dass alles, was nach dem ursprünglichen Setzen von den zwei Grundanschauungen kommt, als Experiment vorgestellt wird, bedeutet auf der einen Seite, dass die Meditation nicht nach einer notwendigen und klaren Regel geführt werden kann. Die Regel soll immer erfunden werden. Dies gibt den Ansatz vom subjektiven Idealismus an dem Fichte immer treu bleiben wird, und den Hegel scharf kritisieren wird. Außer in den zwei Grundanschauungen benötigt jede Handlungsweise des Gemüts eine Deutung, was auch bedeutet, dass die Begriffe an sich keine Regeln sind, aus denen neue Begriffe und neue Anschauungen regelgetreu erzeugt werden könnten.

Als Grundmöglichkeit des Philosophierens besteht immer die Möglichkeit, sich zu täuschen, und hier erhält der schon angegebene Satz „ist nicht richtig gedacht worden, so wird auch die Anschauung unrichtig ausfallen“ ihren Sinn. Dieser Satz kann sich nur auf den konstruktiven und experimentellen Teil der Methode beziehen. Solange unrichtig gedacht wird (S. zum Beispiel in der Erläuterung von C oder x) weiß man nicht, welche die folgende Anschauung sein soll. Deswegen gibt Fichte drei zusätzliche Hinweise dazu, die die Methode ergänzen: a) erstens soll man sich vergewissern, „ob die Anschauung in ihrer richtigen Formel ausgedrückt sei“ (S. 25). Dieser Hinweis bezieht sich auf den hermeneutischen Moment der Methode: die Frage ist, ob man die Anschauung richtig verstanden oder gedeutet hat. Ist zum Beispiel die doppelte Grundanschauung in ihrer Beziehung mit C und x richtig ausgedrückt worden? Wie kann man es herausfinden? Darauf antwortet Fichte umgehend: „die Anschauung A würde den Begriff X. wohl verbessern“, wenn die Anschauung nicht in ihrer richtigen Formel ausgedrückt worden wäre. Deshalb würde solch ein Irrtum „nur ein Versehen des Vortrags geben“. Die konstruierten Anschauungen geben von sich selbst keinen Sinn. Der Sinn wird für sie zuerst erdacht. Aber sie beweisen den Satz nachträglich, oder dienen zum Zweck, den Satz zu verbessern. Die Anschauung gilt also als Richtlinie um zu bestätigen, dass sie richtig gedeutet worden ist.

Man soll sich zweitens vergewissern, „ob die Aufgabe, für die folgende Anschauung richtig daraus abgeleitet sei, ob die Erfahrung richtig verstanden worden“, denn wir haben gesehen, dass nach dem Begriff, der die Anschauung denkbar macht, eine Regel abgeleitet werden soll, aber es gibt keine Ableitungsregel – also keine Regel, um eine Regel zu erfinden. Es gibt auch keine Anschauung der Regeln, und deswegen soll der ganze

Prozess (die „Erfahrung“) gedeutet werden und in seiner Deutung geprüft werden, so dass man sich eben vergewissert, „ob die Erfahrung richtig verstanden worden“.

Zwischen Anschauung und Begriff entwickelt sich so eine Art experimentelle Methode: aus der Anschauung wird ein Begriff erbaut, der dann vom Standpunkt der Anschauung bestätigt oder verbessert werden soll.

Das ganze Verfahren ist also fragwürdig, was bedeutet, dass die Elementar Philosophie in jedem ihrer Teile fragwürdig ist, weil sie in jedem ihrer Teile ein Gedankenexperiment ist, das immer scheitern kann. Die Lösung kann nur in der „Selbstständigkeit des Systems“ bestehen (S. 25). Vom Standpunkt des Systems wird sich erweisen können, ob die einzelnen Teile richtig getroffen worden sind: „entweder es gelingt, - oder ich sehe, warum es mir nicht gelang, und finde den besseren Weg – oder ich sehe ein warum es überhaupt nicht möglich ist“ (S. 26). Das bedeutet, dass, im Unterschied mit der schon erwähnten cartesianischen Anschauung, die von Fichte abgeleiteten Anschauungen nicht an und für sich klar und deutlich sind. Nur die Grundanschauungen können es sein. Diese Verschiedenheit der Klarheit weist auf die verschiedenen Arten der intellektuellen Anschauung hin, die Fichte vorführt. Dieser Unterschied ist noch nicht in der Methodologie annehmbar, und wird nur in der konkret ausgeführten Methode sichtbar, also im Abschnitt „Zur Elementar Philosophie selbst“.

Claudé Piché weist darauf hin, dass Fichte im *Sonnenklaren Bericht* sagt, dass die Wissenschaftlichkeit „nie auf Begriffen, sondern immer nur auf Anschauung der unmittelbaren Evidenz Beruht“⁷. Man kann gewiss mit Claude Piché behaupten, dass die Anschauung ein Stützpunkt für die philosophischen Begriffe ist, die dann gebaut werden können⁸. Man sieht aber auch, dass Fichte schon in den *Eigenen Meditationen* keine radikale Vorstellung des Vorrangs der Anschauung hat.

Descartes dachte, dass mit der intellektuellen Anschauung von etwas Einfachem auch dessen Sinn gegeben ist. Dies ist aber in Fichtes Methodologie nur anfänglich der Fall. Sobald aus den Grundanschauungen gefolgert wird, geht die Deutlichkeit der Bedeutung und der Regeln verloren. Wir haben Regeln, aber wir haben keine lokale Gewissheit, über die Beziehung dieser Regeln zu den Anschauungen. Die Gewissheit kann nur mit dem vollendeten System entstehen. Das bedeutet wohl, dass diese Anschauungen, solange das System nicht vollendet ist, nur einen provisorischen Sinn, wie etwa Substanz oder Kausalität, haben können. Nur eine Bedeutung wird ursprünglich gegeben, sagt Fichte, die des Begriffes „Realität“: „ich unterfange mich hier die Kategorien zu deducieren, u. sie nicht als Grundbegriffe anzunehmen. – Nur der einzigen Realität“ (S. 41). Der einzige Grundbegriff ist der Begriff, der einer Grundanschauung entspricht.

⁷ SW II 269.

⁸ a. a. O., S. 138.

Mis en forme : Retrait : Première ligne : 0 cm, Interligne : Multiple 1,15 li

Mis en forme : Pied de page